Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 48. Bromberg, den 6. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Hunderttausend Franken wäre so ein Nimms", sagte Christian, als sie wieder einmal jedes in ein paar Blättern studierten. Er sah an seiner Frau hinauf, in den Mundwinkeln saß ihm das sparsame Lächeln, das ganz selten nur und fremd aus den Hautfalten, die den Mund umgaben, gleichsam aufblühte.

Barbara fuhr mit dem dürren, mit Sprüngen und Riffen gezeichneten Finger einem Satze nach, den sie las. „Auch wenn einer sich selber umbringt, bekommt die Frau das Geld, steht da", sagte sie.

„Je jünger einer in die Versicherung geht, desto besser", warf Christian, aus seinem Blatte lesend, ein.

Barbara hing mit den Gedanken immer noch an dem, was sie gelesen hatte. „Es wird sich einer schon nicht selber umbringen deshalb", spann sie langsam ihre vorigen Worte aus.

Christian schien nicht auf sie zu achten. Bald darauf nahm etwas andres, das sie lasen, ihre Aufmerksamkeit gefangen.

Aber viele Abende saßen sie so, lernend und berechnend, die Köpfe nahe beieinander, die beiden eignen, scharf gebogenen Nas'n in die Prospekte gesteckt, und hatten etwas von Späne hackenden Spechten. Sie hackten auch einen richtigen Span zurecht; denn eines Tages legte Christian die Hand auf Barbaras Arm und sagte mit plötzlichem Anlauf: „Was meinst, wenn ich es täte?"

„Zwanzigtausend?" fragte sie.

„In fünfundzwanzig Jahren wird es ausbezahlt", erklärte er. Dann besannen sie sich auf und ab, und als sie sich an dem Abend zu Bett legten, hatten sie den großen Entschluß gefaßt: Versichern wollte sich Christian lassen.

Sie säumten auch nicht lange, den Entschluß auszuführen, hatten vielmehr eine lustige Eile, das Geschäft abzuschließen. „Jeder Tag ist Geld", meinte Christian. Als sie jedoch den Versicherungsbrief richtig in Händen hatten, schien ihr zäher Arbeitsfleiß erst recht gewachsen. „Jetzt heißt's schaffen und sparen, daß die Prämie herauskommt", sagten sie zu Lukas, als der sie nach dem Fieber von Sparsamkeit fragte, das sie vollends angekommen.

Was Wunder, daß die Übereifrigen, immer nur vor der eignen Tür Kehrenden nicht merkten, daß der neben ihnen wohnende David abends oft außer Haus war. So wußten sie lange nicht, daß dieser den Herrlibacher Berg hinaufstrich und mit den welschen Kesselflickern eine Art Freundschaft angeknüpft hatte.

Am Waldrand war jeden Abend eine merkwürdige Gesellschaft beisammen. Der lange grüne Wagen stand auf niederen starken Rädern am Waldsaum, hatte kleine Fenster auf beiden Seiten, eine Tür und eine Hängetreppe auf der Rückseite, ein Kamin auf dem Dach. Drei nicht übersaubere Kinder krabbelten herum bis lang nach Dunkelwerden. Die Kesselflicker selbst pflegten um die Zeit, da David heraufgeschlendert kam, um dasselbe Feuer sitzend ihre Abendmahlzeit zu halten, an dem sie tagsüber ihre Kupferpfannen und Kessel zur Bearbeitung heiß werden ließen. Die Beine lang ausgestreckt, saßen die drei braunen, mit flickigen Joppen und Manchesterhosen bekleideten Männer, Giovanni Dorta und seine beiden Söhne, da. Dem Alten hing ein langer, grauschwarzer, verwilderter Bart auf die Brust, aber er hatte im braunen Gesicht einen Ausdruck männlicher Ruhe und Ehrbarkeit, die Jungen waren schöne Burschen mit dunklem Haar und schwarzen, glänzenden Augen. Der ältere, Giovanni, trug einen schwarzen Schnurrbart, dem andern, Ernesto, keimte er erst. Beide waren laut und beweglich, wie es welsche Art. Neben dem Vater saß sein Weib, früh häßlich geworden, mit Runzeln im zerstörten bleichen Gesicht, das Haar wirr und unordentlich am Kopfe aufgesteckt. Sie ging in einem dunkeln Kleid ärmlich und verlottert und doch nicht bettelhaft. An der ganzen Familie war vielmehr etwas, was sie über das übrige Landstreichervolk erhob; es mochte sein, weil sie im Winter festen Wohnsitz und immerhin das ganze Jahr einen nicht uneinträglichen Beruf hatten. Margherita, das Mädchen, stand am Feuer und kochte und reichte nachher die Maispfanne in den Kreis. Dann ließ auch sie sich zwischen Mutter und Brüdern nieder.

Wenn alle saßen, kam David Hochstraßer langsam und als brächte ihn der Zufall her, über sie. Als er sich das erstemal näherte, drückte er sich verlegen herum und hob ein Gespräch an, auf das die Welschen nicht recht eingingen. Nur die Margherita tat bekannt, lachte und warf den Brüdern ein Wort hin, da und da habe sie den jungen Menschen kennen gelernt! Er aber stand wir angeklebt und wußte doch bald nichts mehr zu sagen, ging dann auch endlich davon, weil er sah, daß sie sich über sein Dastehen wunderten. Hinter ihm her lachten die Brüder ihn aus. Als er aber Tag für Tag sich an sie heranmachte, hatten sie bald heraus, was ihn hertrieb; er hing die Blicke auffallend genug an die schlanke Margherita. Der Alte und das Weib waren freundlich zu ihm und hießen ihn sich zu ihnen setzen. Bald machte es sich, daß er in den Kreis am Feuer gehörte wie sie selber. Der blonde, glattwangige Bauer mit dem hellen Gesicht nahm sich sonderbar aus unter dem rußigen Volk. Die Burschen lachten von weitem, wenn sie ihn kommen sahen, und foppten die Schwester; die aber lachte mit und tat, als kümmere sie nichts, und doch hatte sie nachher in ihrem Benehmen gegen David etwas, was ihn lockte und fernhielt zugleich, und wußte das Feuer zu schüren, das ihm Herz und Kopf heiß machte.

David wurde wärmer, je öfter er kam, und je weiter die Bekanntschaft vorrückte, um so mehr verlor er Scheu und Eckigkeit. Die Burschen fuhren fort, zu spotten und warfen allerlei Anzüglichkeiten hin, wenn er bei ihnen saß, aber er gewöhnte sich daran, sich nicht um sie zu kümmern, ließ sie reden und hielt sich an die Margherita, als ob sie allein da wäre. Das Mädchen stand ihm Rede, scherzte mit ihm, leuchtete ihn auch manchmal mit einem langen Blick ihrer schönen braunen Augen an, aber als er einmal nach ihrer Hand faßte und sie heimlich zu halten glaubte, hob sie plötzlich die ihre und zeigte lachend den Brüdern, wie die seine sie umspannte; etwas Ausgelassenes war in ihrer Art. Schon am nächsten Tage aber, als die Rede darauf kam, daß sie mit ihrem Wagen bald weiterziehen würden, verstummte sie wie in einer plötzlichen Trauer, verließ David, stieg in den Wagen und kam nicht mehr zum Vorschein. So zeigte sie ein seltsam wechselndes Wesen, das David, den Zerfahrenen und Versonnenen, völlig verwirrte. Das Bild des Mädchens gewann aber vor seinen Augen täglich an Schönheit, und er, der schon vom schönen See, vom roten Abendhimmel und dergleichen Prächten die Augen schwer gelöst hatte, kam nicht mehr los von ihr. —

Die Zeit, da die Kesselflicker weiter talwärts zu ziehen gedachten, war plötzlich da. Morgen, hatte die Margherita gesagt, würden sie reisen. Am letzten Abend hatte David Hochstraßer das Erlebnis, das ihn dem Mädchen mit Leib und Seele verschrieb. Er war zu Hause schwer losgekommen. Der Vater hatte bei Christian und seiner Frau gesessen, und sie hatten ihn, David, im Gespräch festgehalten, bis er fast jäh und ohne einen Grund für sein Fortgehen anzugeben, die Stube verließ. Jetzt stieg er langsam den dunkeln Herrlibacher Berg hinan. So eilig hatte er es gehabt, daß er barhaupt und in Hemdärmeln war. Sein weißes Gesicht und helles Haar stachen wie das Hemdlinnen vom Dunkel der Nacht ab, so daß der ganze Mensch sich als etwas Freundliches und Heiteres aus dem Düster des Berges heraushob. Als er aber an die Waldhöhe kam, war da oben der Mond hinter den Tannen herausgeglitten und stand wie eine weiße, nie gesehene Blume und wie aus den schwarzgrünen Wipfeln herausgewachsen über dem Walde. Sein Licht sickerte zwischen den vordersten Bäumen hindurch auf die wenig befahrene Straße, die am Waldrand hinführte, und lag wie silberner Schaum hier auf einer braunen Scholle, dort auf einem Büschel schwarzen Grases. Der Wagen der Welschen stand im Schatten; um ihn war es still, niemand war zu sehen, als sei in dem grünen Gehäuse schon alles untergekrochen. Schon meinte David zu spät zu kommen. Das Herz klopfte ihm. „Jetzt kannst dich heimtrollen, die Margherita siehst nicht mehr!" durchfuhr es ihn schmerzlich. Da sah er sie ein gut Stück höher am Weg allein auf einem Lattenhage sitzen. Einen Augenblick blieb er stehen und fühlte den Atem am Halse. Herrgott, so etwas! Die Margherita saß in ihrer ganzen hohen Schlankheit auf dem niederen Hage, ihre Füße waren nackt, der eine war auf die unterste Latte gestemmt, der andre ruhte mit den Zehen am Boden. Sie trug nur einen dunkeln Rock und das kurzärmelige, am Halse weit ausgeschnittene Hemd, das sie damals im Walde angehabt hatte. Ihr schwarzes Haar war gelöst und hing in nicht langen, aber vollen Strähnen über beide Achseln auf ihre Brust herab. In der Hand hielt sie einen Kamm und strählte ihr Haar, die schlanken Arme hoch an den Kopf erhoben. Eine Anmut ohnegleichen lag in ihrer Haltung und in ihren Bewegungen. Das weiße Mondlicht kam und umleuchtete sie, der leise Glanz lag ihr auf Schultern und Armen, und es war an ihrem Bilde eine so stille und machtvolle Schönheit, daß David Hochstraßer, von einer Art Ehrfurcht zurückgehalten, auf den Zehen und in einem Bogen an sie heranschlich. Als das Licht auf seine helle Gestalt fiel, erblickte sie ihn. Sie ließ ruhig den Kamm sinken.

„Kommst du noch?" fragte sie. Ihr Blick ruhte ernsthafter als sonst, fast forschend auf ihm, und er sah in ihrem Gesicht einen Ausdruck von Weichheit. Das Blut stieg ihm heiß zu Kopf. Er trat ganz nahe an sie heran und legte die Arme zu ihren beiden Seiten auf den Hag, daß sie gefangensaß. Zu sagen wußte er lange nichts, linkisch wie er war. Er sah nur an ihr hinauf, und langsam engte er die Arme um sie.

Sie steckte den Kamm ein und ließ die Hände auf seine Schulter fallen. Da stammelte er endlich: „Geh nicht fort, du!"

Sie streichelte selbstvergessen seine Wangen. „Wenn ich eine da aus dem Dorfe wäre, würdest du mich heiraten," sagte sie. Dabei flog ihr Blick gegen die Häuser von Herrlibach hinab, und kurze Zeit war etwas Sehnsüchtiges darin, als hätte sie da hinab wirklich gehören mögen.

Jäh fiel ihm ein, was ihm da unten eigen war, der Vater, das Haus, der Kreis, in den er gehörte, und er wußte, was in ihren Worten lag: für eine wie die Margherita war da unten keine Tür. Aber das Verlangen nach ihr brannte in ihm. Er umfaßte sie fester, und eine kurze Weile ließ sie ihre Wange an der seinen liegen. Als er sie küssen wollte, lachte sie auf. Ihre Laune verwandelte sich so jäh, daß er unwillkürlich und erschreckt einen Schritt rückwärts trat. Als er abermals die Hand nach ihr ausstreckte, wich sie flink beiseite. „Was willst du von mir?" sagte sie. Es war, als ob ihr sein Wesen plötzlich lästig wäre.

Da stand er wie verloren da. „Ich dachte — — — Du gehst leicht fort, scheint's?" fragte er mit stockender Stimme.

Sie zuckte die Achseln; er mochte daraus entnehmen, was er wollte. Am Ende sagte sie: „Ich muß jetzt hinein" und wollte gehen.

„Ade", sagte er und streckte die Hand aus. Sie legte willig die ihrige hinein, gab ihm auch den festen Druck zurück, mit dem seine Finger sie umschlossen. Dann aber glitt sie in wenigen Sprüngen dem Wagen zu, ihr Haar wehte wie winkend hinter ihr.

David Hochstraßer stand ausgestoßen an der Straße. Eine Zeitlang rührte er sich nicht von der Stelle. Es hielt ihn etwas fest, und als er am Ende doch ein paar Schritte bergabwärts tat, war es ihm, als risse er sich selber mit jedem Schritt ein Stück aus dem Leibe, so schmerzte ihn das Weggehen. Er ging dann langsam nach Hause, kam auch allgemach hin, sah andern Tages weder die Margherita noch den Wagen der Welschen mehr, aber ein Verlangen nach ihr hatte er in sich, das von da an ihn tags und nächtens quälte, das wuchs und wuchs, wie ein nagender Hunger wächst, daß der Darbende hohläugig wird und schmalwangig und Fieber ihn zu schütteln beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Begegnung im Weißen Saale.

Historische Skizze von **Paul Burg.**

Die Leute staunten über das neue Schloß; es hieß, mehr als achtzigtausend Fremde wären von weither zur Schau des Begräbnisgepränges der ersten Königin von Preußen herbeigekommen, unter ihnen viel fürstliche Gesandte, Prinzen und Prinzessinnen.

Auch aus Hannover kam Fürstenbesuch. Um die tote Tante zu ehren, war Prinzeß Sophie Dorothea gekommen, ein schlankes, schönes Fräulein von achtzehn Jahren mit großen blauen Augen und reichem, feinem Braunhaar. Sie hatte daheim rechte Langeweile gehabt und freute sich auf den Vetter Fritz Wilhelm. Sie ging ihm auch, allem steifem Hofzeremoniell zuwider, sogleich entgegen.

„Du bist aber ein Kerl worden!"

„Kusine! Oh, wie schön Sie sind!" staunte und stammelte der Kronprinz.

„Laß doch die Flausen! Tu nicht, als hätten wir beide nie in Herrenhausen getollt und gerungen wie ein paar Buben! Und dabei hast du mir dreimal in den Jahren die Nase blutig geschlagen, Fritz! Gib mir wenigstens ordentlich die Hand!"

Nun fand auch der Preußenkronprinz den alten Ton von einst gegenüber der hannoverschen Prinzessin wieder und zugleich den alten Groll gegen den Rivalen der Kindertage.

„Phiechen, wie geht es meinem Erzfeind, Deinem Bruder Georg, dem Bösewicht und Komödianten? Hat er meine letzten Prügel schon vergessen?"

„Pfui, Fritz! Du bist bloß wegen Linchen Anspach eifersüchtig auf meinen Bruder!"

Vor dem bestimmenden Blick aus ihren blauen Augen senkte er die seinen, neigte das lockige Haupt bis auf die Brust und stand stumm. Erschreckt legte sie ihm die feine, schmale Hand auf die Schulter.

„Fritz! Wehtun wollte ich Dir wahrhaftig nicht — glaub mir! Sieh mich doch wieder an!"

Er schüttelte den Kopf und hielt ihn immer noch gesenkt.

„Der Bube, Dein Bruder, hat an unserem Hof käufliche Kreaturen mit Geld bestochen, daß sie die Prinzessin Anspach gegen mich einnehmen sollten. Wie gut ihm das gelang! Sogar lächerlich hat sie mich vor allen Hofpersonen gemacht."

„Das habe ich ja nicht geahnt, Fritz!" Die feine Mädchenhand glitt über seine Schulter auf dem orangenen Ordensband entlang und streichelte ihm die Wange.

Nun hob er das Gesicht. Wie von Tränen funkelte es in den Jünglingsaugen. „Ich hab' mich so geschämt! Meine Mutter schickte mich gleich auf Reisen. Jetzt bin ich wieder da, und sie ist tot."

„Fritz!" Sie nahm seinen Arm und hakte sich ein, zog ihn mit sich und sprach ihm mit fraulicher Güte den ganzen Trost ihres jungen Herzens zu: „Deine liebe Mutter ist tot. Wie lange gilt die meine schon als tot und lebt doch verborgen und gefangen in Ahlden! Mein Vater ist ein Tyrann, der sie um Freiheit, Ehre und Vermögen betrog. Auch mein Bruder flucht der armen Mutter und sagt, sie hätte Schmach und Schande über das Haus Hannover gebracht. Ich erfahre ja nicht, ob es wahr ist. Nun muß sie es ewig büßen."

Der Kronprinz hielt ihren Arm in dem seinen und streichelte ihre Hand.

„Weine nicht, Phiechen! Auch an unserem Hofe gibt es Kreaturen und Schurken — aber ich freue mich, daß ich kein kleiner Junge mehr bin und ihnen auf die Finger passen kann. Später — wenn ich hier einmal alles und allein zu sagen habe, räume ich auch bei Euch auf."

Sie waren im Herumwandern an die weitoffenen Türen des Weißen Saales gekommen und schritten über die Schwelle. Mit einem Ah! blieb Sophie Dorothea stehen.

„Ja, das ist meines Herrn Vaters ganzer Stolz, das neue Schloß und im Schlosse dieser Saal!"

Die Prinzeß ließ ihre staunenden Blicke über Wände, Decke, Sessel und Thron schweifen. „Das mag allerlei gekostet haben, und da werden die anderen Höfe nicht schlecht neidisch sein auf das junge Preußen mit der neuen Krone."

„Bei uns ist das alles so neu. Hier in Berlin merkt man es ja weniger, aber komm einmal hinaus und hör die Menschen in den Ländern sprechen! Denen sind wir immer noch der brandenburgische Marquis mit der Hoffart. Ich habe den Prinzen Eugen und den Herzog von Marlborough jetzt in den Niederlanden gesprochen. Sie fragten mich, was der Perückenkönig denn wieder an neuen Festereien ersinne. Sie lachten dazu und gaben mir einen Rat, den ich beherzigt habe."

„Was rieten sie Dir?" Der Prinzessin Hand glitt leicht über die seine.

„Junger Herr Kronprinz — sagte Marlborough — was Sie da zu Hause haben und erben, das tombakene Königtum — dem müssen Sie erst feste Form und Ordnung, einen Inhalt geben." Und der Prinz Eugen zog mich lachend und herzlich beim Ohr. „Bub! — sagte er — hast grade Glieder und helle Augen! Du scheinst mir recht der Kerl dazu. Mach Dich stark, daß Du dem Kaiser ein guter Bundesgenoß werden kannst, denn Du siehst, es geht hart her im ganzen Europa und wird all die Jahre Deines Lebens nicht anders werden. Mit einem bunten Rock allein besiegt man keine Feinde; es müssen auch starke Knochen drin stecken. So sprach der Türkenbesieger und gab mir einen Feldmarschallkuß, daß es schallte."

Stolz stand der Preußenkronprinz im Weißen Saal. Er hielt die Hand der Jugendgespielin.

„Dir sag' ich's, Sophie, und keinem Menschen sonst: Das Regiment Grenadiere, das mir mein Vater gegeben hat, mache ich fertig und gehe damit zum Herzog Marlborough und zum Prinzen Eugen in den Krieg. Wenn bloß bei uns das Geld nicht so knapp wäre!"

„In Hannover sagen sie, daß Dein Vater Dich schon reich und richtig verheiraten wird. Guck Dir nur heute die Gesandten der Höfe allesamt darauf an, die zur Feier gekommen sind, mon cher cousin!"

Er verwies sie: „Du mußt nichts Französisches mit mir sprechen — ich kann das für den Tod nicht leiden. Du sollst auch nicht Fritz sagen — das klingt auch so fatzkig — ich heiße wie mein Großvater Friedrich Wilhelm."

„Parfaitement compris Votre Altesse Royale!" Sie knickste tief vor ihm und huschte aus dem Weißen Saale.

Er sah nur noch einen schwarzen Schatten verwehen und wußte nicht recht, ob er jetzt schimpfen oder lachen sollte über das ungehorsame, erzgescheite, bildschöne, liebe Fräulein Base.

Vor dem Saal stieß er auf seinen Oberhofmeister.

„Wie gefällt Ihnen die Hoheit Hannover?"

„Sonderbare Frage, Kronprinz! Das ist doch das schönste Fräulein in ganz Deutschland."

„Weshalb sonderbare Frage, Finkenstein?"

Der General stellte sich breit vor seinen jungen Herrn und tippte ihm mit dem Finger auf die Brust.

„Weil Eure Königliche Hoheit sich wohl in Kürze für eine ganz andere Hoheit als das braune Hannover werden zu erwärmen haben."

„Ich heirate meine Base Sophie Dorothea und keine andere. Not und Ziel meines Lebens hab' ich ihr eben dargetan."

Der setzt sich durch! Und ich soll in Schweden für ihn werben — ich? — Finkenstein blickte dem Jüngling besorgt und glücklich nach.

Das rasende Zeitalter.

Von **Anton Lübke**, Münster.

Keine Epoche der Menschheitsgeschichte kannte eine derartige Entwickelung im Verkehr und Erwerb wie die der heutigen Industrievölker in Europa und Amerika. Wohl kannte die alte Zeit auch Rekorde und Spitzenleistungen des mechanischen Geschehens, aber den rasenden Rekord, die Ausdauer und Schnelligkeit, welche den heutigen Verkehr und den Menschen auszeichnen, kannte die Zeit der früheren Jahrhunderte nicht.

Es ist eine interessante Betrachtung, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, als der Pferdekarren den Verkehr noch vermittelte, der viele Jahrtausende das Hauptbeförderungsmittel der Menschen blieb. Bei den Römern galt z. Zt. eine Tagesleistung von 30—40 Kilometer Weg als die Höchstleistung. Die Schnelligkeit der staatlich-römischen Post betrug eine Meile in der Stunde, lächerlich wenig gegen unsere heutigen über 80 Kilometer in der Stunde zurücklegenden Schnellzüge und die noch schneller fahrenden Flugzeuge und Luftschiffe. Die Langsamkeit des Verkehrs im grauen Altertum hatte zweifellos ihre Ursache in der wenig guten Beschaffenheit der Straßen. Die erste Fachschule für Brücken- und Wegebau wurde im Jahre 1747 in Frankreich gegründet, die den Anfang zur wissenschaftlichen Behandlung des Straßenbauwesens in Europa gab. Napoleon war der erste, der in Europa die wundervollen, von Bäumen beschatteten Heerstraßen anlegte. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts sah man durch die Verbesserung der Straßen in Frankreich einen bedeutenden Fortschritt darin, daß man täglich auf ihnen 80 Kilometer zurücklegen konnte.

Welch gewaltige Entwicklung ist doch vergangen seit den Zeiten, wo der Mensch mühsam die Erzeugnisse seiner Hände auf seinem eigenen Rücken, auf Schiebkarren, auf Ochsen- oder Pferdekarren, von einem Ort zum anderen bewegte. Wie weit ist der Schritt zwischen der Kultur des Pferdekarrens und der Postkutsche und dem Augenblicke, wo Dampf, Elektrizität und Benzin den Verkehr beflügelten. Erst als die Dampfmaschine ihren Siegeszug durch die Länder unternahm und damit das schon senil werdende Zeitalter mit einer wunderlichen Jugendlichkeit durchfeuerte, wurden Handel und Wandel auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Eine Entwickelung im Wirtschaftsleben und Verkehr der Völker bahnte sich an, wie sie die Welt noch nie gesehen hatte. Gestaltungen, zu der es früher Jahrhunderte bedurfte, vollzogen sich jetzt binnen wenigen Jahren, als Lokomotive, Maschine, Kohle und Eisen herrschend wurden. Was König Friedrich Wilhelm IV. bei einer Fahrt auf der Lokomotive der Köln—Mindener Bahn damals sagte: „Diesen Karren, der durch die Welt rast, hält kein Menschenarm mehr auf", und was Goethe beim Anblick einer Dampfmaschine bemerkte, daß die Dampfmaschine niemand mehr „dämpfen" könne, ist buchstäblich in Erfüllung gegangen. Der Goldwert der deutschen Eisenbahnen beträgt heute so viel wie das gesamte deutsche Volksvermögen zu Schillers Zeiten.

Ebenso wie bei der Eisenbahn kennzeichnet sich die Ausdehnung des Verkehrs in der Vermehrung der Landstraßen. Betrug die Länge der Landstraßen in Preußen zur Zeit Napoleons nur 4000 Kilometer, so hat sie sich heute auf 140 000 Kilometer vermehrt. Noch ausgedehnter ist der Straßenverkehr in Amerika, der eine Zahl von 18 Millionen Automobilen aufnehmen muß. Amerika besitzt außerdem zum Transport für Gas und Petroleum Rohrleitungen, die 1½mal so viel an Länge ausmachen, wie Deutschland an Eisenbahnen besitzt. Konnte der Eisenbahnverkehr sich in geregelten Bahnen weiterentwickeln, so wurden die Landstraßen von dem Automobilverkehr geradezu überrascht, sie bilden auch heute in Europa angesichts des nicht mehr aufzuhaltenden Anschwellens des Automobilverkehrs für Staat und Gemeinden ein schwieriges Problem. Von 1914 bis 1926 stieg die Zahl der Automobile in Deutschland von 64 071 auf über 500 000, so daß heute schon in Deutschland auf je 200 Einwohner ein Automobil kommt. Wenn man bedenkt, daß bereits in deutschen Automobilfabriken das amerikanische Fließsystem Eingang gefunden hat und in den nächsten Jahren die großtechnische Herstellung von Kohlenöl möglich sein wird, dann wird man nicht fehlgehen, anzunehmen, daß der Automobilverkehr in den kommenden Jahren in Europa eine amerikanische Entwickelung durchmachen wird.

Eine bedeutende Wendung im Verkehr wurde durch das Flugzeug hervorgerufen. Als Blériot im Jahre 1909 zum ersten Male den Kanal überflog und man es als eine Großtat bezeichnete, daß ein Flieger 53 Minuten in der Luft geblieben war, da ahnte man es nicht, daß es im Jahre 1926 möglich sein würde, den Weg Berlin—Peking in 78 Stunden zurückzulegen und daß einmal der französische Kapitän Girier den 47 130 Kilometer betragenden Weg von Paris bis Omsk in 29 Stunden ohne Zwischenlandung zurücklegen konnte. Wenn man weiterhin in Betracht zieht, daß der amerikanische Leutnant Williams einen Rekord von 486 Kilometer in der Stunde aufstellte und der Franzose Gallizo eine Steilhöhe von 12,46 Kilometer erreichte, dann kann man sich erst einen Begriff machen von der gewaltigen Entwickelung der Flugzeugleistung. Der Mensch wird sich in Zukunft mit diesen Rekorden nicht zufrieden geben. Immer höher geht sein Streben nach Vervollkommnung. Schon hat man im französischen Luftdienst unbemannte und drahtlos gelenkte Flugzeuge eingestellt, und lange wird es nicht mehr dauern, bis der Ozeanluftverkehr großen Stils zu einer Alltäglichkeit gehört. Ford, der bekannte amerikanische Automobilindustrielle, sagte vor einiger Zeit in einer Ansprache, daß bald der Zeitpunkt gekommen sei, wo Flugzeuge in solchen Massen hergestellt werden könnten, daß sie wie die Pfeile der Perser den Himmel verdunkeln würden.

Noch gewaltiger als das Eisenbahnwesen und die Flugzeuge hat sich die Schiffahrt entwickelt. Ein ungeheurer Weg liegt zwischen dem ersten Segelschiff grauer Urzeiten, dem 29. Oktober 1824, als zum ersten Male ein 45 PS starker

Personendampfer den Rhein aufwärts fuhr, und heute, wo Riesendampfer mit über 100 000 PS die Ozeane kreuzen. Erst als die Dampfmaschine und die Kohle der Schiffahrt zur Verfügung standen, war sie auch nicht mehr an die Gebundenheiten der ehemaligen Segelschiffahrt gefesselt. Im Gegensatz zur Eisenbahn konnte sich die Schiffahrt sowohl bezüglich der Zahl der Schiffe als auch bezüglich des Volumens der einzelnen Verkehrsmittel unbeschränkt entwickeln. Die Welthandelsflotte betrug im Jahre 1914 45 Millionen To. und stieg bis zum Jahre 1920, trotz des ungeheuren Verlustes während des Krieges auf 53 905 000 Tonnen. Heute ist die Tonnenzahl der Weltwirtschaft noch um ein Bedeutendes höher gestiegen.

Soll man die Einzelleistungen noch hinzurechnen, welche sich heute auf dem Gebiete des Sportes auswirken, um das Bild des rasenden Zeitalters noch mehr zu vervollkommnen? Auch hier sehen wir nichts als Rekorde, Höchstleistungen und Übertrumpfungen.

Wir leben in dem Bewußtsein dieses rasenden Geschehens. Dieser gewaltige, aufwärts steigende Verkehr brachte das wirtschaftliche Weitenbewußtsein, das die Völker nicht nur immer mehr zusammenrücken ließ, sondern sie auch in der Kultur und Zivilisation, selbst bei denen, die noch vor einigen Jahrzehnten in der Halbkultur steckten, von Stufe zu Stufe emporsteigen ließ. Der Erdball, der vor einigen hundert Jahren noch den Begriff der Unendlichkeit hatte, schrumpft heute infolge seiner Beherrschung durch Eisenbahn, Auto, Schiffahrt und Flugzeug immer mehr zusammen. Der Mensch bezwang durch den Verkehr Land, Meer und den weiten Ozean der Luft. Seine Kühnheit wirbelte empor zu den Sternen und in die weiten fernen Länder, das Maß seines Wallens ist durch keine Schranken mehr gefesselt. Mit einer gewissen Sorge wird man fragen müssen, wo die Grenzen der heutigen gigantischen Höchstleistungen des Verkehrs liegen. Wird das, was heute sich im Kleinen anbahnt, sich eines Tages zur Massenleistung gestalten, oder wird die Welt wieder eines Tages an einem Punkte anlangen, wo die gewaltigen Errungenschaften, die sie heute noch als Freund hat, sich in das Gegenteil verwandeln und ihr zum Verderben werden? Wir wissen es nicht. Hoffen wir, daß diese großen technischen Errungenschaften nur dem Wohle und dem Frieden der Menschheit in der Zukunft dienen mögen.

Vorfrühling.

Ein Sonnenblitz! Ein erster, blasser Strahl,
Der schmeichelnd über braune Felder fliegt…
Und in den Büschen, noch beraubt und kahl,
Sich schon ein erstes gelbes Kätzchen wiegt.

O Frühlingsahnen! Leiser zarter Gruß
Von Mutter Erde — lächelndes Symbol,
Daß Winternot und Dunkel enden muß.
Der dumpfen Stube jauchz' ich Lebewohl!

Mein Herz, von harten Sorgen lang bedrückt,
Schlägt wieder rascher — stürmisch und verliebt!
Den Dampf der Scholle atme ich beglückt
Und glaub' aufs neue, daß es — Rosen gibt!

Wolfgang Federau.



Bunte Chronik



*** Ein russischer Polarflugplan.** In Leningrad (Petersburg) werden zurzeit Vorbereitungen für einen geplanten Polarflug mittels Luftschiff getroffen, der von der „Internationalen Gesellschaft zum Studium der Verhältnisse in den arktischen Gebieten" ausgearbeitet worden ist. Die Fluglinie soll von Leningrad über die Murmanküste, den Nordpol und die Halbinsel Taimir nach Alaska verlaufen. Eine der Hauptaufgaben dieser Unternehmung wird die gründliche Erforschung der Halbinsel Taimir sowie der an Rußland grenzenden Gebiete der Arktis bilden. Die Unkosten dieses Polarfluges werden voraussichtlich auf sämtliche daran interessierten Länder verteilt. In Leningrad und Murmansk sollen Landungsplätze für das Luftschiff angelegt werden.

*

*** Wann geschehen die meisten Selbstmorde?** Die statistische Feststellung der Zeit, zu welcher die meisten Selbstmorde vorkommen, zeigt überraschenderweise, daß die Selbstmorde nicht am häufigsten sind in der Zeit der wirtschaftlichen Not, also im Winter, sondern das Gegenteil, im Sommer; und zwar ist es der Monat Juni, in manchen Ländern der Mai. Die Zahl der weiblichen Selbstmorde erreicht im Mai ihren Höhepunkt. Die wenigsten Selbstmorde geschehen ferner am Samstag, während an Montagen und Dienstagen die Selbstmorde besonders häufig sind. In Deutschland kommen die meisten Selbstmorde nachts vor, in Frankreich am frühen Morgen.

*

*** Seltsame Käuze.** Um in Ruhe und Frieden Golf spielen zu können, ohne sich an jedem „Weekend"-Nachmittag in überfüllten Londoner Vorortzügen halbtot quetschen zu lassen, haben sich kürzlich einige Herren der besten englischen Gesellschaft zusammengetan und in Croydon, südlich der Hauptstadt, einen neuen Klub gegründet. Er soll nicht mehr als 150 Mitglieder besitzen, von denen jedes nur 500 Pfund Eintrittsgeld und 100 Pfund Jahresbeitrag zu zahlen hat. Einige Lords sitzen im Vorstand dieses exklusiven Klubs, der den Namen „Pine Hills Golf Club" führt und bezüglich seiner Organisation dem amerikanischen „Pine Valley Club" in Philadelphia nachgebildet ist. Auch Amerika besitzt eine Reihe besonders exklusiver Golfklubs, darunter den „Piping Rock" in Newyork, zu dem nur „blaublütige" Yankees Zutritt haben. Aber in einer Hinsicht wird sich der neugegründete englische Klub von seinen amerikanischen Vorbildern wohltuend unterscheiden. Das Klubhaus soll — ein komischer Einfall reicher Käuze! — nicht den geringsten Luxus aufweisen, sondern von geradezu spartanisch wirkender Einfachheit sein. Man hat zu diesem Zweck in Croydon bereits ein Grundstück mit einer Villa in schlichtem holländischen Kolonialstil angekauft. Sie soll, in landschaftlich reizvoller Gegend gelegen, zwar einen wundervollen Ausblick in die Runde gewähren, im übrigen aber nur dem verschrobenen Geschmack von Sonderlingen entsprechen. Es gibt seltsame Käuze in der Welt!

*

*** Wandertrieb und Elternliebe bei Rauchschwalben.** In der Edinburger Zeitschrift „The Scottisch Naturalist" wird nachstehender, seltsamer Vorfall beschrieben. Mitte Dezember wurde in der Nähe von Little Swinton eine Rauchschwalbe beobachtet, die sich wiederholt auf ein Eisengitter niederließ, das über einem Wasserloch lag. Bei genauerer Untersuchung ergab sich, daß eine andere Rauchschwalbe unter dem Gitter gefangen saß, die regelmäßig von der ersten gefüttert wurde. Als man das Gitter entfernte, flogen beide Vögel davon, und man hat sie nicht wieder gesehen. — Wahrscheinlich war die befreite Schwalbe ein Junges der anderen. Alte und junge Rauchschwalben ziehen gemeinsam nach Süden. In diesem Sonderfall hat vermutlich die elterliche Sorge den Wandertrieb unterdrückt.

*

*** Prähistorische menschliche Zähne.** Bei Peking wurden kürzlich in einer Grabstätte, die 500 000 bis eine Million Jahre alt sein dürfte, zwei menschliche Zähne gefunden. Dieser Fund ist insofern von Bedeutung, als er die Bloßlegung von Menschenresten in Ostasien aus vorhistorischer Zeit darstellt. Die Ansicht einer Reihe Geologen, daß in Asien schon sehr früh Menschen existierten, wird durch diesen Fund erhärtet. Man hofft außerdem, noch weitere derartige Stellen zu entdecken.



Lustige Rundschau



*** Psychologisches.** „Professor Faselhaus wies gestern in seinem hochinteressanten Vortrag über die „Psychologie des Publikums" überzeugend nach, daß ein Redner nicht länger wie zwanzig Minuten elf Sekunden über ein Thema sprechen darf, ohne die Zuhörer zu ermüden." — „Und wie lange dauerte der gestrige Vortrag?" — „Na, so annähernd dreieinhalb Stunden."

*

*** Die Zeiten ändern sich.** Die Mutter früher: „Else, du kommst jetzt aus der Schule, wir müssen eine Handbreit Volants an deinen Rock ansetzen!" — Die Mutter heute: „Else, du kommst jetzt aus der Schule, wir müssen deinen Rock kürzer machen."

*

*** Arbeitseifer.** Maskenball. Ich höre, wie der Beamte Schickedanz äußert: „Kinder, 's is ja schon halb vier Uhr früh. Na, det schad ja nischt, ich kann ja morgen ausschlafen." — „Haben Sie Urlaub?" fragt ihn darauf einer. — „Nee. Ich meine im Bureau."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.